

Nach dem Märchen

Tschingis Aitmatow – Weltliteratur in der 10. Klasse

Das Wort verkümmert und stirbt, wenn wir
es nicht mit anderen teilen.

Tschingis Aitmatow

Sprache als Brücke

Als Autor der Erzählung „Dschamilja“, der „schönsten Liebesgeschichte der Welt“, wurde er weltberühmt. Inzwischen gehören auch viele seiner anderen Romane und Erzählungen, etwa „Ein Tag länger als ein Leben“ oder „Der weiße Dampfer“, zu den anerkannten Meisterwerken der Weltliteratur. Neben zahlreichen literarischen Prei-



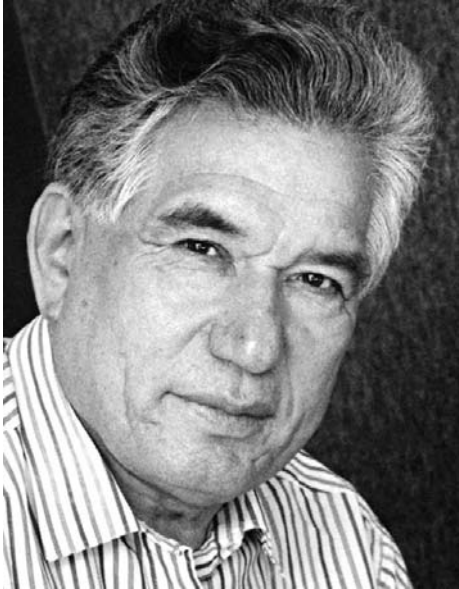
sen der Sowjetunion wurde Tschingis Aitmatow auch in westlichen Ländern mit hohen Auszeichnungen geehrt, wie 1993 mit dem Österreichischen Staatspreis für Europäische Literatur. Der Dichter ist aber auch Politiker: seit 1994 vertritt er sein Land, das nach dem Zerfall der kommunistischen

Herrschaft zur unabhängigen Republik Kirgistan wurde, als Botschafter in Belgien und als ständiger Delegierter in der UNESCO. Zudem ist er Mitglied zahlreicher übernationaler Organisationen – wie der Europäischen Akademie der Wissenschaften und Künste in Paris oder der Weltakademie der Wissenschaften – und neben seiner „traditionellen“ politischen Amtstätigkeit Mitglied oder Mitbegründer verschiedener national und politisch unabhängiger Organisationen der globalen „Zivilgesellschaft“, wie der „Internationalen Gesellschaft Kultur des Friedens“ und dem von Gorbatschow gegründeten „Green Cross“.

Am 12. Dezember feierte Tschingis Aitmatov seinen 75. Geburtstag. Seine Heimat Kirgistan gehörte zur Zeit seiner Geburt als „Kirgisische Sowjetrepublik“

mit 2 Millionen Einwohnern zu den Winzlingen des gigantischen kommunistisch beherrschten Sowjetreichs mit seinen rund 100 Nationalitäten und 280 Millionen Einwohnern. Das Geburtsjahr 1928 fällt in die Zeit des beginnenden stalinistischen Terrors, der „großen Säuberung“, der 1937 auch der Vater, ein hoher kommunistischer Parteifunktionär, zum Opfer fällt. Die Familie zog sich daraufhin ganz aufs Land, ins heimatliche Dorf Scheker zurück, wo Tschingis schon einen gro-

ßen Teil seiner Kindheit verbracht hatte. Hier war er besonders dem Menschen nahe, der ihm zum Mittelpunkt seiner kindlichen Welt geworden war. „Die Großmutter“, so schreibt er über die Kindheit, „nahm mich, ihren Enkel, ständig in die Berge mit zu den Nomadensommerlagern, diese außer-



Tschingis Aitmatow

gewöhnlich bezaubernde und kluge Frau war von allen im Ail geachtet und wurde für mich ein Schatz an Märchen, alten Liedern, Dichtungen und Wahrheiten. Ich sah noch die Nomadenzüge des Volkes, wie sie einst waren. Ein Nomadenzug ist kein bloßer Umzug mit den Herden von einem Ort zum andern, sondern eine große wirtschaftlich-rituelle Prozession.“ Hier zeigten sich „die besten Sängerinnen unter den Mädchen, die Trauerlieder anstimmten, wenn man einen Ort verließ, wo ein Nahestehender gestorben war, oder auch Wanderlieder. Ich habe diese prachtvollen Schauspiele erlebt, als sie schon im Aussterben waren, beim Übergang zur Sesshaftigkeit sind sie gänzlich verschwunden.“

Geradezu unersättlich war der kindliche Hunger nach Märchen und Geschichten, aber unbegrenzt schien auch die Fabulierkunst der Großmutter. „Sie hat mir oft ihre Träume erzählt. Diese Träume waren dermaßen interessant, dass sie nur ein Nickerchen zu machen brauchte und ich sie auf der Stelle weckte und aufforderte, mir zu

erzählen, was sie im Traum gesehen habe.“ Genährt wurde diese Erzählkunst aber insbesondere aus der unerschöpflichen Quelle der Volkstradition. Dieser aus uralten Zeiten in die Gegenwart mündende Strom alter Mythen, Märchen und Lieder ist in unserer Welt seit Jahrhunderten versiegt. Nur in Weltgegenden, die von Technik und Zivilisation weitgehend unberührt blieben, wurden sie bis in jüngste Zeit von Mund zu Mund getragen, von Menschen mit einem Gedächtnis, das dem rationalen Verstand unbegreiflich erscheint. So gibt es von dem großen kirgisischen Volksepos „Manas“ elf Varianten, von denen manche über 700 Tausend rhythmische Verse beinhalten.

Von Anfang an wuchs das Kind somit in zwei verschiedenen Sprachen und Kulturkreisen auf: in dem Kirgisischen als der Sprache seines Volkes, des täglichen Lebens, seiner kindlichen Heimat und Verwandtschaft, und im Russischen, der Sprache der politischen Verhältnisse, aber auch der neuzeitlichen Bildung und Kultur, die er zunächst besonders durch seinen Vater kennenlernte. Bildung und literarische Aufgeschlossenheit der Eltern „ermöglichten es, dass die beiden mich an die russische Kultur und Sprache heranführten, somit auch an die russische Literatur, die Kinderliteratur, versteht sich“. So erlebte das Kind schon früh die Sprache als etwas die Völker Verbindendes statt Trennendes, ermöglichte sie doch dem Kirgisenjungen, eine ganz andere, neue Welt kennen zu lernen.

Ein Ereignis aus den ersten Lebensjahren hat die Seele des Kindes zutiefst berührt, es leuchtet als eine existentielle Grunderfahrung dem ganzen weiteren Lebensweg des Dichters und Politikers voran. Er selbst misst diesem Erlebnis große Bedeutung zu. „Fünf Jahre war ich, als ich mich zum ersten Mal in der Rolle eines Dolmetschers befand... Großmutter war

mit mir sehr zufrieden und erzählte noch lange danach ihren Bekannten von diesem Geschehnis, das ihr Herz mit Stolz erfüllte.“ Die Kolchose hatte einen sehr wertvollen Zuchthengst gekauft, den man aus dem fernen Russland hergebracht hatte. Schon nach kurzer Zeit brach das Tier am helllichten Tag mit aufgedunsenem Wanst zusammen und starb. Bald darauf reiste ein russischer Beamter zur Untersuchung des Falles an. Es ist, wie gesagt, die Zeit des Stalinismus, und bei jeder Gelegenheit wurde Sabotage vermutet, die Sache war also nicht ungefährlich. Doch keiner im Dorf konnte russisch, bis man auf den kleinen fünfjährigen Tschingis kam. Es kostete ungeheure Überwindung, aber nach mehreren Ansätzen schaffte er es. „Onkel, begann ich zaghaft, ‚dieser Ort heißt Uu-Sas, die giftige Wiese.‘ Und dann fasste ich mir ein Herz, ich sah, wie sich Großmutter und dieser Zugereiste freuten und auch alle anderen in der Jurte. Und fürs ganze Leben prägte sich mir diese Synchronübersetzung des Gesprächs ein – Wort für Wort, in beiden Sprachen. Der Hengst war wohl an dem giftigen Gras verendet. Auf die Frage, warum die anderen Pferde dieses Gras nicht fräßen, erläuterten unsere Pferdehirten, die einheimischen Gäule rührten es nicht an, sie wüssten, dass es ungenießbar sei. Genau so habe ich alles übersetzt.“

Wir haben im Deutschen das schöne Wort „übersetzen“, das eine vielsagende Bedeutungsnuance verrät, wenn wir es auf der ersten Silbe betonen. So lässt sich gut verstehen, wie das Übersetzen zum Lebensmotiv werden kann. Es begegnete Aitmatow im Laufe seines Lebens immer wieder in verwandelter Form, nicht selten begleitet von schmerzvollen Erfahrungen. Wegen der Kriegsergebnisse musste er schon als Vierzehnjähriger die Schule abbre-

chen und wurde Sekretär des Dorfsowjets. Seine Aufgabe bestand nun auch darin, den Familien Nachricht vom Tod des Mannes oder Sohnes zu überbringen – was sich tief in die Seele des Jungen eingrub. „...Es war schrecklich, der amtlichen, von meinem Vorgänger geerbten Feldtasche das handtellergroße Stück bedruckten Papiers mit dem Militärstempel und den Unterschriften von Majoren, Hauptleuten oder anderen Stabsoffizieren zu entnehmen. Der Text beanspruchte nur wenige Zeilen. Leise lese ich, übersetze die Worte ins Kirgisische und verstumme... Ich kann weder aufstehen noch weggehen oder trösten. Welche Worte brächten hier Trost?“ –

Später holt er den Schulabschluss nach und studiert Veterinärmedizin. 1952 veröffentlicht er seine erste Erzählung, und während seiner Arbeit als Tierzüchter auf einer Versuchsfarm beginnt er kontinuierlich journalistisch und literarisch zu arbeiten. Diese Arbeit erlebt er als eine dringliche, aus den Forderungen der Zeit geborene Aufgabe. „Jede Zeit stellt an den Menschen andere Anforderungen, jede hat ihre Probleme. Deshalb kann das Leben, wenn man



es ernst nimmt, wenn man etwas wagt und nicht ein sorgenfreies Dasein sucht, nie leicht sein. Wenn der Mensch ein sorgloses Leben führt, hört er auf, Persönlichkeit zu sein.“– 1958 beendet er ein zweijähriges Literaturstudium am Gorki-Institut in Moskau mit einer Abschlussarbeit – der Erzählung Dschamilja.

Der Untergang des Mythos

„Posle skaski“ – „Nach dem Märchen“, so sollte der Roman „Der weiße Dampfer“ ursprünglich heißen. Der neue Titel ist eine Konzession an die politischen Machthaber der Sowjetunion, weist er doch mehr auf eine „lichte sozialistische Zukunft“ und erinnert weniger an „reaktionäre Feudalherrenmärchen“. Allerdings bleibt der weiße Dampfer in der Erzählung ein bloßer Hoffnungstraum von einer besseren Welt, unerreicht, auf tragische Weise verfehlt, ein Symbol des Scheiterns und des Zerbrechens einer kindlichen Seele. Von den Ideologen des „sozialistischen Realismus“ wurde der Roman deshalb – besonders wegen des tragischen Endes – als Fremdkörper im Weltbild des neuen „Sowjetmenschen“ verurteilt. Den ideologisch weniger vorbelasteten Leser hingegen versöhnt die liebevolle, warmherzige Erzählweise mit dem tragischen Inhalt, hilft ihm das Furchtbare seelisch zu verdauen. Denn der Autor verfügt über jenes „gute Auge“, von dem Heinrich Böll sagte, dass es zum Handwerkszeug des Schriftstellers gehöre, „ein Auge, gut genug, ihn auch Dinge sehen zu lassen, die in seinem optischen Bereich noch nicht aufgetaucht sind“. Auch in der Übersetzung kann der Leser die Meisterschaft Aitmatows empfinden, den warmen, lebendigen Erzählfluss, mit dem er die moralischen Qualitäten seiner Figuren plastisch herausarbeitet, dabei aber keiner, auch nicht der schrecklichsten, Verständnis und Mitgefühl versagt.

Die innere Verwandtschaft von Natur und Menschenseele, die im Mythos ebenso wie in der Phantasie des Kindes zu einer geistigen Einheit zusammenfließen, geht dem modernen Menschen immer mehr verloren, zwischen Selbsterniedrigung und Selbstvergottung schwankend droht er zu zerbrechen. Wir erleben diese Menschheitsproblematik mit den Schicksalen eines Kirgisenstammes, und hier wiederum aus der Perspektive eines Jungen an der Schwelle zur Schulreife. Diese Perspektive, durch die einfühlsame, feinsinnige und lebhaft erzählende Kunst des Autors geschaffen, bringt uns den Konflikt zwischen Tradition und Moderne, Natur und Technik, Kindheit und Erwachsensein näher, wirkt authentischer glaubwürdiger, überzeugender als jede historische oder philosophische Abhandlung über die Bewusstseinsentwicklung der Menschheit. „Die einzig zuverlässige Wahrheit für mich ist die Welt der Kinder“, hat Aitmatow einmal gesagt.

Das macht insbesondere den „Weißen Dampfer“ so lesenswert für Jugendliche. Er führt uns hinaus in eine Welt, die uns geografisch und kulturell unendlich fern zu sein scheint, doch bald merken wir, wie nah sie uns ist, wie sehr uns das alles betrifft. Wie in einem Brennspeigel sammeln sich hier die zentrale Fragen des modernen Menschen in einer kleinen Försterei in den kirgisischen Bergen, erlebt mit den Augen und dem Herzen eines Kindes. Da ist der Großvater Momun, „von Lästermäulern der Allzeitbereite genannt“, weil ihm in seiner unerschütterlichen Hilfsbereitschaft kein Dienst an der sozialen Gemeinschaft zu niedrig ist, ein „unverbesserlich guter Mensch“, den man nur damit kränken konnte, dass man vergaß, ihn zum Familienrat einzuladen. Sein Widersacher ist Oroskul, ein innerlich zerrissener Mensch, der sich selbst hasst, weil er erlebt, wie er um sich selbst kreist, dass er sich der Schwerkraft seines Ego nicht entziehen

kann und den Menschen nicht mit Liebe begegnen kann. Gespalten zwischen Tradition und Moderne kann er zwar mit den alten Mythen seines Volkes nichts mehr anfangen, andererseits hat er aber auch nicht den Mut zur Individualität, und so schlägt er seine Frau, weil sie ihm die Schande bereitet, keine Kinder zu bekommen.



In diesem Konflikt zwischen Sozialem und Antisozialem sucht nun der Junge nach Orientierung. Einerseits lebt er ganz in den mythischen Bildern, die ihm der Großvater nahe bringt, vor allem in dem Ursprungsmythos der Bugus, in dessen Zentrum eine Maralkuh, die Leben spendende „weiße Hirschmutter“, steht. Zugleich ist da aber auch der „weiße Dampfer“, den der Junge von „seinem“ Berg aus durch das Fernglas beobachtet und auf dem er imaginäre Gespräche mit seinem Vater führt. In diesem Bild des weißen Dampfers fließt alles zusammen, was der Junge an Zukunftshoffnung in sich trägt. Der in die Zukunft weisende Traum von einer menschengeschaf-

fenen Technik, die einer neuen Gemeinschaft dient, steht jenem in die urferne Vergangenheit reichenden, Natur und Seele umspannenden Traum vom mythischen Ursprung der Menschen gegenüber. Aber zwischen beiden „Märchen“ gibt es keinen Übergang. Zwar ist da ein junger Kolchosarbeiter namens Kulubek, der äußerlich alle Merkmale eines „Helden der sozialistischen Arbeit“ an sich trägt, stark wie eine kommunistische Propagandastatue. Ihn liebt und verehrt der Junge, ihn wünscht er sich als großen Bruder. Aber über das innere Wesen dieser Gestalt erfahren wir, im Unterschied zu den andern Hauptfiguren, überhaupt nichts, und so bleibt er trotz seines freundlichen Auftretens merkwürdig hölzern, eine unfassbare Schimäre, die dem Jungen letztlich auch keinen realen Halt geben kann. Der Junge erwacht so zwischen

den beiden Träumen in einer Welt, in der die Erwachsenen, ganz auf ihre materiellen Interessen fixiert, den Geist der Vergangenheit ablehnen, zu dem der Zukunft aber noch nicht die notwendige Reife und soziale Kompetenz haben. Als er erleben muss, wie die Menschen in ihrem Egoismus und ihrer maßlosen Gier gerade das erniedrigende und zerstörende, was ihm das Heiligste ist, zerbricht er.

Es ist ein aufrüttelndes Buch. Vieles darin – der Verlust des Mythos und der spirituellen Dimension des Lebens, die Auflösung und Korruption der familiären Blutsbindungen – ist einem mitteleuropäischen Epos verwandt, das zum traditionellen

len Unterrichtsstoff vieler Waldorfschulen gehört: dem Nibelungenlied. Mehrmals schon habe ich dieses Buch deshalb mit einer 10. Klasse – an Stelle des Nibelungenlieds – gelesen, und immer war ich aufs Neue beeindruckt, wie sich die Jugendlichen mit der Erzählung verbinden – man kann erleben, dass Tränen fließen. Das Werk ist in der Tat hier, wo der eigentliche Schritt in die „Oberstufe“ erfolgt, am pädagogisch richtigen Ort. Hier findet selbst eine innere Auseinandersetzung statt zwischen dem, was in der Seele lebt an Bildern und Mythen aus der Kindheit, und der erwachenden Rationalität. Die Jugendlichen beginnen in größeren Zusammenhängen zu denken, wobei die Vernunft als Verbindung und Verbindlichkeit schaffende Kraft erfahren wird. Globale Verantwortung bricht auf, zugleich mit der beginnenden Fähigkeit zusammenhängende Entwicklungen zu denken. Deshalb wird jetzt auch im Unterricht die Menschheitsgeschichte noch einmal neu aufgerollt, die Emanzipation des einzelnen in der Gesellschaft und seine Suche nach tragenden, gemeinschaftsbildenden Ideen und Idealen wird auch in der Auswahl der Literatur besonders berücksichtigt. Dabei kann nun auch die Persön-



lichkeit eines Autors wie Tschingis Aitmatow, seine Weltsicht und seine Biografie eine wichtige Rolle spielen.

Zeitgewissen

In dem Schriftsteller und Politiker Aitmatow begegnen wir einem Menschen von seltener integrativer Kraft. Schon in der Zeit der kommunistischen Herrschaft ging es ihm um Vermittlung, in dem Kampf zwischen Ideologien und Nationen war er stets bemüht, dem Leben zu dienen, nicht abstrakten Ideen. Seine Heimat Kirgistan liegt in unmittelbarer Nachbarschaft zu Afghanistan, in einer Region, in der unterschiedlichste Kulturkreise zusammentreffen und die seit Jahrzehnten zu den gefährlichsten Krisengebieten der Welt zählt. In seiner politischen Tätigkeit, die verstärkt unter der Perestroika Gorbatschows begann – unter anderem war er Mitglied des Präsidialrats, Volksdeputierter und Mitglied des Obersten Sowjet –, wendete er sein Engagement besonders der Region Mittelasiens zu. So wurde er beispielsweise Präsident der „Vereinigung der Kulturen der Völker Zentralasiens“. Zusammen mit anderen Persönlichkeiten „setzt er sich dafür ein, dass die riesige Region zwischen China und Russland, dem Iran und Afghanistan nicht zur Kampfarena geopolitischer, um Öl und andere Bodenschätze ringender Interessengruppen oder zum Zankapfel engstirniger Chauvinisten und Fundamentalisten wird, sondern zum Ausgangsort für eine kulturelle Blüte der Völker, die die Brücke zu Europa und der Welt nicht einreißt,

sondern festigt“. (Friedrich Hitzer in „Ferne Heimat Kirgisien“)

Nicht nur aus solchen politischen Überlegungen, sondern auch aus innerster Überzeugung wehrt er sich mit aller Kraft gegen einen Fatalismus, mit dem der vermeintlich unvermeidbare „Kampf der Kulturen“ propagiert wird. In seiner Rede zur Verleihung des Aleksandr-Men-Preises in Stuttgart 1998 sagte er: „Die Menschheit hat keine umfassendere und keine kompliziertere Aufgabe als die, eine Kultur der Friedensliebe als Gegensatz zum Gewalt- und Kriegskult hervorzubringen. Es gibt keinen Bereich der menschlichen Existenz – von Politik bis Ethik, von Grundschule bis zu hoher Wissenschaft, von Kunst bis Religion –, wo der menschliche Geist nicht mit der universellen Idee des Gewaltverzichts konfrontiert wäre... Solch eine Aufgabe wurde in der Geschichte noch nie gestellt... Bei der Suche nach gemeinsamen Wegen zum Universalismus als globale Konzeption der Weltentwicklung gibt es leider Verständnis- und Verständigungsschwierigkeiten, die um so größer werden, wenn man lautstark einen fatalen Zusammenstoß von Zivilisationen im anbrechenden Jahrhundert voraussagt. Man prophezeit somit eine Kollision von Kulturen, Religionen, Traditionen, Philosophien und Erkenntnissen, das heißt von all dem, was das Wesen der verschiedenartigen Zivilisationen auf unserem Planeten ausmacht. Unter diesen Umständen wird klar, dass das Entgegensetzen von ‚unser‘ und ‚fremd‘ nicht das Gescheiteste ist. Im Gegenteil, nur die Suche nach Möglichkeiten für gegenseitige Bereicherung und Veredelung kann bessere Bedingungen für eine Koexistenz der Zivilisationen auf Makro- und Mikroebene sichern. Die Erarbeitung solcher Möglichkeiten geschieht aber aufgrund der täglichen Praxis. Es gilt, eine Kultur des Dialogs von Zivilisationen aufzubauen, Praktiken und Verfahren einer

solchen dialogischen Koexistenz zu erarbeiten...“

Die Sorge für die Zukunft des Menschengeschlechts ist für Aitmatow untrennbar verknüpft mit der Achtung vor der Vergangenheit – des Volkes und der ganzen Menschheit. In seinem Roman „Ein Tag länger als ein Leben“ (ursprünglicher Titel: „Das Stahlband“) schildert er die grausigen Praktiken eines Kirgisienstammes: Gefangenen wurde eine Kamelhaut über den Kopf gespannt, die sich dann in der Wüstenhitze beim Trocknen einschnürte und den Opfern unter unsäglichen Schmerzen die Erinnerungsfähigkeit raubte. So konnten sie, orientierungslos geworden, als willenlose Sklaven Verwendung finden. Als globales Gegenstück dazu beschreibt er nun, wie Amerikaner und Sowjets die Erde mit einem stählernen Gürtel aus Raketen umgeben, um sie von kosmischen Einflüssen zu isolieren. Sieht man einmal von dem zeitgebundenen Space-Fiction-Sujet ab, so ergibt sich hier die Schreckensvision einer Erde, die ziellos durchs Weltall trudelt, ihres Menschheitsgedächtnisses beraubt und damit von jeder weiteren Entwicklung abgeschnitten, widerstandslos gelenkt von einer um ihr Wohl besorgten technologischen Führungselite. „Es wird aber eine Zeit kommen, da man per Funk die Menschen lenkt wie jene Automaten. Begreift ihr – die Menschen, samt und sonders, klein und groß. Es gibt schon wissenschaftliche Unterlagen. Die Wissenschaft hat sogar das erreicht, ausgehend von höheren Interessen... Der Mensch wird alles nach einem Programm aus dem Zentrum machen. Ihm scheint, er lebt und wirkt von sich aus, nach eigenem, freiem Willen, aber tatsächlich folgt er der Weisung von oben. Alles nach einer strengen Ordnung. Sollst du singen, kommt ein Signal, und du singst. Sollst du tanzen – ein Signal, und du tanzt. Sollst du arbeiten, wirst du arbeiten – und wie! Dieberei,

Rowdytum, Verbrecherunwesen – alles gerät in Vergessenheit, nur noch in alten Büchern wird man darüber lesen. Denn alles im Verhalten des Menschen wird im voraus berücksichtigt sein – alle Handlungen, alle Gedanken, alle Wünsche...“ – Geschrieben 1981!

Anlässlich der Verleihung des Großen Österreichischen Staatspreises für Literatur 1994 sprach die Literaturkritikerin Sigrid Löffler von Aitmatow als Brückenbauer zwischen den Kulturen: „Man kann ihn als eine literarische Mittlergestalt zwischen den Kulturen beschreiben, mit einer intellektuellen, emotionalen und künstlerischen Spannweite, die Zentralasien wie auch das europäische Russland umfasst, nach Westen bis in die USA ausgreift und sich ... in die irdische Schöpfung ebenso versenkt wie in die Abertiefen des Weltraums.“ Als Tschingis Aitmatow am 12. Dezember 1998 seinen 70. Geburtstag feierte, fanden aus diesem Anlass für ihn Treffen, Symposien und Begegnungen in vielen Ländern statt, unter anderem in Japan, in der Türkei, bei der UNESCO in Paris und natürlich auch in seinem Geburtsland Kirgisien. Dies ist ein deutliches Zeichen seiner völkerverbindenden, in vielen unterschiedlichen Kulturen aufmerksam wahrgenommenen Literatur. Seine Bücher sind inzwischen in über 90 Sprachen übersetzt.

Für junge Menschen ist es von unschätzbarem Wert, mit einer solchen Persönlichkeit bekannt zu werden, nicht nur auf dem heute oft üblichen Weg kurzatmiger Feuilletons oder Fernsehdutainments, sondern durch gründliche, vertiefte Beschäftigung, wie es im Rahmen eines Epochenunterrichts möglich wird. Leben und Werk einer Persönlichkeit wie Tschingis Aitmatow können uns vor Augen führen, wie die Sorge des einzelnen um den Menschen nicht auf der Ebene abstrakter, beserwisserischer und ohnmächtiger Kulturkritik verbleiben muss, sondern über die

Brücke der moralischen Phantasie in die Entwicklung der Verhältnisse eingreifen kann. „Die Literatur muss selbstlos ihr Kreuz tragen und in die Verwicklungen des Lebens eindringen, damit der Mensch das Gute, Beste und Würdigste in sich, in den Menschen und der Gesellschaft kennt, liebt und darum bangt. Darin sehe ich die wahre Bestimmung der Kunst. Und mir scheint – das ist meine Überzeugung –, dass es auf immer so bleiben muss, da ja der Mensch in der Kunst auf der Suche ist und seine besten Bestrebungen bestätigt und all das abgelehnt haben will, was das Böse ausmacht und seinen sozialen und sittlichen Idealen widerspricht.“

Heinz Mosmann (L)

Abbildungen: Georg Kürzinger, in: T. Aitmatow, Ferne Heimat Kirgisien. München 1999.

Tschingis Aitmatow: Übersetzung als Brücke zwischen den Nationen

Aus einem Beitrag für das Goethe-Institut anlässlich des 250. Geburtstages Johann Wolfgang Goethes

Natürlich ist die Zeitspanne von zwei-einhalb Jahrhunderten – es geht hier um ein Jubiläum: den Geburtstag von Johann Wolfgang Goethe – sogar nach der Kalenderberechnung mitnichten als klein zu bezeichnen. Und wenn man sie erst mit den Koeffizienten des irdischen Menschendaseins multipliziert, dann wäre die relative Frist um Etliches größer: Wie viele historische Wenden hat es doch seither gegeben! Wie viele Epochen, stets eingeleitet mit dem Anspruch auf die endgültige Erneue-

rung der verschiedenen gesellschaftlichen Systeme und Kulturen, haben sich während dieser Zeit abgelöst!

Um so mehr erstaunt und begeistert es mich, wenn ich Goethe heute lese und wieder lese, jetzt schon am Vorabend des 21. Jahrhunderts. Dabei gewinne ich den Eindruck, als lebe und wirke Goethe ganz in der Nähe, als reflektiere und antizipiere er voller Anteilnahme vieles von dem, was uns in unserer rasenden Wirklichkeit und Kultur, in Literatur und Kunst, ja in der gesamten Energetik unserer Tage bewegt.

Beim Durchblättern der berühmten „persönlichen Kladder“ Goethes, des Buches *Dichtung und Wahrheit*, habe ich mich ein weiteres Mal davon überzeugen können, dass der goethische Genius nicht vom Himmel gefallen, sondern in der Seele eines Menschen herangewachsen ist, der über eine ungeheure Beobachtungsgabe und die magische Eigenschaft verfügte, die Wirklichkeit im Wort wiederzustiften, sowie den gegebenen Augenblick mit der Vergangenheit und der vorweggenommenen Zukunft in einer Synthese zu verschmelzen.

In dieser Perspektive betrachtet möchte ich anmerken, dass mich Goethe bei dieser Lektüre durch sein äußerst tiefes psychologisches Einfühlungsvermögen genauso ergriffen hat wie durch seine Fähigkeit, das innere Wesen des Menschen im Verlauf der Handlung natürlich und in seiner Vielschichtigkeit auszudrücken. Dieses Vermögen und die Meisterschaft seiner psychologischen Erzählkunst erstehen nicht in Momentaufnahmen von Einzelepisoden, nein – sie sind auf Schritt und Tritt anzutreffen: Keine Zeile läuft leer, und jedes Wort ist in seiner persönlichen Form gemeißelt.

In Goethe tritt das Machtvolle der deutschen Literatursprache sogar mittels der Übersetzung in eine andere Sprache stark hervor... Die Weltkultur hat Goethe längst als einen unverzichtbaren Bestandteil der

Literatur gespeichert – von der Schulbank bis zu philosophischen Erkundungen.

Allerdings möchte ich hier die Gelegenheit nutzen, um ein Exotikum aufzugreifen. Es geht um Epen, Mythen und Sagen. Goethe hat das Epos in seiner Tiefe erfasst und seinen Wert als kulturellen Ausdruck einer Epoche erkannt... Solch eine Poesie, die ihre Erzählkunst mittels einer bizarren Symbolik und tiefer Parabeln in sich trägt und dabei in der Art einer urwüchsigen mündlichen Volksmär im Rezitativ der Balladensänger vorgetragen wird, ist in andere Sprachen schwer zu übersetzen. Das schränkt natürlich das Potential einer Popularisierung ein – das mythologische Erbe stößt auf Barrieren, die es breiten Leserkreisen erschweren, sich mit den großen „epischen Kontinenten der Dichtung“ vertraut zu machen...

Als wahrhaft universaler Denker hat Goethe sein besonderes Augenmerk darauf gerichtet, wie sich unterschiedliche Kulturen wechselseitig bereichern können. Er erkannte in der Suche nach Lösungen dieser Aufgabe zu Recht den wichtigsten Weg, auf dem sich die Kulturen annähern und produktiv aufeinander einwirken könnten.

In diesem Zusammenhang muss betont werden, dass gerade Goethe eine wichtige Idee zuzuschreiben ist, wie diese Aufgabe zu lösen sei: Er machte seinerzeit den Vorschlag, die Epen mittels einer Prosafassung in andere Sprachen zu übertragen. Damit könne man zur Substanz des Werkes vordringen und auf diesem Weg die poetische Kultur anderer Völker und vergangener Zeiten neuen Leserinnen und Lesern näher bringen.

Denke ich an Goethe, so finde ich in diesem Transformationsmedium für nationale Mythologien etwas mir Nahes und Verwandtes.

Aus dem Russischen von Friedrich Hitzer
<http://www.goethe.de/z/11/aussen/aitmatow.htm>